

BeBra Verlag

ALEXANDER QUERENGÄSSER

GE EINE KULTURGESCHICHTE WALT DES KRIEGES

Alexander Querengässer

GEWALT

Eine Kulturgeschichte des Krieges

BeBra Verlag

INHALT

Einleitung	7
1 Die Welt der Kämpfer	13
Militär und Gewaltgemeinschaften	14
Gewalt innerhalb militärischer Gemeinschaften	41
2 Die Welt des Kampfes	55
Ursachen, Ziele und Rahmenbedingungen	56
In der Schlacht	76
Nach der Schlacht	116
Belagerungen und Städtekrieg	144
Seekrieg	165
Luftkrieg	180
Das Problem der Demobilisierung	200
3 Politische Asymmetrie als Ursache von Gewalt	209
Aufstände	211
Revolutionen	215
Putsche	219
Unabhängigkeitskriege	229
Bürgerkriege	236
Schattenstaaten: Organisierte Kriminalität	245
4 Gewalt in transkulturellen Konflikten	259
Religion und Ideologie	260
Rassismus	275
Sklaverei und Krieg	286
Genozid	301
5 Militär und Zivilbevölkerung	309
Einquartierungen	311
Plünderung und Kontribution	313
Verheerung und Razzia	321
Besatzung und Annexion	331
Sexuelle Gewalt	340
Konzentrationslager und Ghettoisierung	345
Ziviler Widerstand und Repressalien	349
Flucht und Vertreibung	357

6 Krieg und Kultur	361
Krieg gegen Kultur	363
Krieg und Gewalt in der Kunst	372
Krieg in den Medien	400
 Nachwort	 411
 Anhang	 415
Anmerkungen	415
Literaturverzeichnis	436
Danksagung	462
Der Autor	463
Bildnachweis	463

EINLEITUNG

»Ein Gewalttäter, das ist ein Verbrecher, hundert sind eine Bande, aber hunderttausend sind eine Armee. Der Staat darf alles. Persönliche Gewalttätigkeit ist kriminell, die muss man versuchen zu überwinden. Wenn du aber die Masse dazu bringst, machst du Geschichte.«

Brad Fletcher im Film *Von Angesicht zu Angesicht*¹

In Sergio Sollimas Italo-Western *Von Angesicht zu Angesicht* reist der kranke Professor Brad Fletcher (gespielt von Gian Maria Volonté) von Boston aus zur Kur nach Texas. Dort gerät er in die Hände des Banditen Solomon »Beauregard« Bennet (Tomás Milián). Bennet ist ein kleiner Krimineller, der seinen Lebensunterhalt mit Postkutschen- und Banküberfällen bestreitet. Fletcher versucht zunächst, ihn von der Sinnlosigkeit der Gewalt zu überzeugen, verfällt ihr aber im Lauf des Films allmählich selbst. Er berauscht sich an der Macht, die ihm ein Revolver verleiht, tötet erstmals einen Menschen und wird dafür als erfolgreicher Bandit von Kindern angehimmelt. Letztlich schließt er sich Bennets Bande an und nutzt seine Intelligenz, um die Raubzüge professioneller aufzuziehen. Nachdem Bennet durch einen in die Gruppe eingeschleusten Pinkerton-Detektiv in Gefangenschaft gerät, übernimmt Fletcher die Führung und heuert professionelle Verbrecher aus den großen Städten im Osten an. Er entdeckt einen zweiten Agenten in der Gruppe, den er foltert und schließlich tötet. Zuvor richtet er aber die eingangs zitierten Worte an ihn, mit denen er die Grenzen zwischen privater und staatlicher Gewalt einebnet und sich selbst als Gegengewicht zum Staat positioniert.

Der Film, den der Italiener Sollima 1967 drehte, ist vor allem eine Parabel auf den Faschismus. Fletchers Unterscheidung zwischen einer kriminellen Organisation und einer staatlichen Armee beschreibt jedoch auch treffend das, was die moderne Forschung als »Gewaltgemeinschaft« definiert. Krieg und kriegsähnliche Gewalt wurden und werden nicht ausschließlich von staatlichem Militär betrieben. Im Gegenteil: Das staatliche Gewaltmonopol nach außen wie innen ist ein Ideal, das zwar immer wieder angestrebt, aber ebenso oft von nichtstaatlichen Akteuren unterwandert wird.

Versteht man Krieg ausschließlich als Auseinandersetzung zwischen Staaten, dann müsste Lateinamerika als der friedlichste Kontinent der letzten neunzig Jahre gelten, denn seit dem Ende des Chacokriegs zwischen Paraguay und Bolivien (1932–1934) gab es dort keine zwischenstaatlichen gewaltsamen Konflikte mehr. Dennoch sind viele lateinamerikanische Staaten in hohem Maße militarisiert und erleben alle möglichen Varianten moderner Konflikte, die sich althergebrachten

Definitionen von Krieg entziehen, darunter Putschversuche, religiös motivierte Auseinandersetzungen und vor allem Drogenkriege.

Die Existenz solcher Phänomene macht deutlich, dass eine moderne Geschichte des Krieges eine Geschichte von militärischer oder militarisierter Gewalt in einem weiteren Sinne sein sollte. »Militärische Gewalt« meint dabei die Ausübung von Gewalt durch reguläres Militär (etwa beim Einsatz von Armeeeinheiten in der Drogenbekämpfung), »militarisierte Gewalt« die Ausübung durch bewaffnete und organisierte Gruppen ohne staatliche Legitimität (etwa im Zuge von Bürgerkriegen). Die Übergänge zwischen beiden Formen können fließend sein, da sich größere Gewaltgemeinschaften früher oder später militärisch organisieren, strukturieren und teilweise sogar staatliche Legitimität für sich beanspruchen.

Bevor wir tiefer in die Materie eintauchen, sollten wir klären, welche Formen von Gewalthandlungen im Rahmen dieses Buches beschrieben und analysiert werden. Ursprünglich sollte der Titel schlicht »Krieg und Gewalt« lauten. Die dualistische Verwendung dieser beiden Begriffe verweist bereits auf eine definitorische Schwierigkeit: Krieg reicht zu kurz, Gewalt jedoch zu weit. Angelehnt an das bekannte Diktum des preußischen Generals Carl von Clausewitz (1780–1831), der Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln bezeichnete, ist Krieg vornehmlich ein politischer Akt, der durch einen anderen politischen Akt – den Friedensschluss – beendet werden kann.

In der älteren Forschung wurde das Thema Gewalt in Zusammenhang mit Kriegen meist auf die unmittelbare Gewaltanwendung in der Schlacht – einem vergleichsweise seltenen militärischen Ereignis – oder auf normenüberschreitende Gewaltausübung, die vielfach kritisierten »Kriegsgräuel«², enggeführt. Gewalt ist jedoch ein Mittel, das sich immer wieder als Büchse der Pandora erweist, die eben nicht mit einem Friedensvertrag geschlossen werden kann. Kriegsbedingte und kriegsbegleitende Gewalt können auch im Frieden anhalten, und es gibt Formen kriegsähnlicher Gewalt, die sich politischen Akten entzieht.

Andere Formen physischer und psychischer Gewalt, wie beispielsweise häusliche Gewalt oder Mobbing, sind nicht Thema der vorliegenden Arbeit. Es geht auch nicht im engeren Sinne um »bewaffnete Gewalt«, denn darunter fallen auch bewaffnete Raubüberfälle – wie sie der Bandit »Beauregard« Bennet in *Von Angesicht zu Angesicht* verübte. Solche Einzelphänomene können aber im Zuge organisierter Kriminalität – wie sie Brad Fletcher betrieb – durchaus eine Relevanz haben und in den Fokus unserer Betrachtungen geraten. Daran sieht man schon, wie schwierig es ist, klare Grenzen zu definieren, und wie fließend die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen der Gewalt sind.

Den meisten hier behandelten Phänomenen ist zu eigen, dass sie überwiegend von militarisierten Gruppen ausgeübt werden. Diese Gewaltgemeinschaften, die in der auf die Bereiche Krieg und Militär fokussierten Militärgeschichte lange Zeit kaum beachtet wurden, haben den Blick sowohl auf die Ausübenden als auch auf

die Ausübung von Gewalt geweitet.³ Noch sind die Grenzen dessen, was eine Gewaltgemeinschaft ausmacht, nicht vollkommen ausgelotet. Oft werden darunter paramilitärische, vormoderne oder ethnische Gruppierungen verstanden, die aus Söldnern oder tribalen Kriegern bestanden. Kriminelle Vereinigungen wie Räuber, Piraten, die Mafia oder lateinamerikanische Drogenkartelle sind bisher nicht unter diesem Blickwinkel betrachtet worden, insbesondere weil Gewalt – zumindest in der Theorie – nicht zwangsläufig ein zentraler Bestandteil der Organisierten Kriminalität des 20. und 21. Jahrhunderts ist. In der Praxis treten diese Organisationen jedoch heute wie damals in Konkurrenz zu Staat und Gesetz, was zu teilweise enorm gewaltsamen Auseinandersetzungen führt. Allein das rechtfertigt schon ihre Einbeziehung in dieses Buch.

Gewalt kann, wie bereits erwähnt, physischer wie psychischer Natur sein. Physische Gewalt im Sinne des Tötens, Verletzens oder Verstümmelns von Körpern ist in der allgemeinen Wahrnehmung sicherlich die präsenteste Form, aber auch die bloße Androhung derartiger Maßnahmen gehört als psychische Gewalt zum gleichen Themenfeld. Für die Opfer geht das eine oft nahtlos in das andere über und führt zu lang anhaltenden Traumata. Dies trifft vor allem auf die wahrscheinlich mit Abstand geläufigste Form der physischen Gewaltausübung zu: Vergewaltigungen. Doch nicht nur der Mensch selbst kann Opfer von Gewalt werden. Sie hat sich immer schon auch gegen materielle Güter gerichtet und dabei moralische, wirtschaftliche oder kulturelle Schäden verursacht.

Die politische Gewalt, die totalitäre Regime – wie lateinamerikanische Diktaturen, afrikanische Warlords, die Kommunisten in der UdSSR, China, Nordkorea, Vietnam und Kambodscha oder faschistische Regierungen in Italien, Spanien, Deutschland und Rumänien – gegenüber der eigenen Bevölkerung ausgeübt haben, gehört nicht in den Betrachtungsrahmen des vorliegenden Buches, obwohl das Militär oft zur Ausübung dieser Gewalt genutzt wurde. Der bewaffnete Widerstand, den diese Form der Unterdrückung erzeugte, ist dagegen in unserem Zusammenhang durchaus relevant.

In der Regel wird in Bezug auf Staaten zwischen der Gewaltanwendung nach außen (durch das Militär) und nach innen (durch Polizeistreitkräfte) unterschieden. Ein Blick in die Geschichte zeigt jedoch, dass diese Trennung zu eurozentrisch gedacht und im globalen Rahmen nicht zutreffend ist.

Im Zuge einer Debatte über die Tradition der Bundeswehr äußerte der Militärhistoriker Detlef Bald: »Die Reichswehr wurde gegen die eigene Bevölkerung eingesetzt, was für kaum eine Armee in Europa traditionswürdig wäre.«⁴ Diese Aussage erkennt jedoch vollkommen die historische Entwicklung. Polizeistreitkräfte sind eine relativ moderne Erscheinung, die erst im Lauf des 19. Jahrhunderts entstand. Bis dahin wurde Militär immer auch im Inneren eingesetzt. Die britische Armee schlug im 19. Jahrhundert wiederholt Massendemonstrationen nieder und die US-Armee wurde von den 1890er bis in die 1920er Jahre zur Bekämpfung von

Streiks eingesetzt. Im Zuge gewaltsamer Unruhen der Achtundsechzigerbewegung kam in den USA die Nationalgarde zum Einsatz, ebenso nach dem Sturm rechtsextemer Demonstranten auf das Kapitol im Januar 2021. In Großbritannien wurde Militär nach den Anschlägen vom 11. September 2001 zum Schutz von Flughäfen eingesetzt, in Frankreich im Zuge gewaltsamer Demonstrationen und der Gelbwestenbewegung in den 2010er Jahren.

Diese Beispiele ließen sich durch viele weitere aus der außereuropäischen Welt ergänzen. Sie verdeutlichen die Unsinnigkeit von Baldis Aussage. Die konsequente Trennung von Militär als äußerem und Polizei als innerem Exekutivorgan, wie sie in Deutschland seit der Gründung der Bundesrepublik existiert, ist ein schätzenswertes Gut, historisch gesehen jedoch eine seltene Ausnahmeerscheinung. Selbst in mehreren europäischen Ländern ist diese Differenzierung bis heute nicht so ausgeprägt. In Italien werden mit den Carabinieri, in Frankreich mit der Gendarmerie nationale und in Spanien mit der Guardia Civil Polizeikräfte des Heeres unter Mitaufsicht der jeweiligen Innenministerien zum Zivilschutz eingesetzt. Damit soll das innere Gewaltmonopol auf zwei verschiedene Organisationen verteilt und eine demokratiegefährdende Machtkonzentration verhindert werden. Militär und Polizei können demnach als gewaltausübende Institutionen nicht getrennt voneinander betrachtet werden.

Eine Ausweitung der alten Kriegs- auf eine moderne Gewaltgeschichte stellt eine gewaltige Herausforderung dar, zumal in einem Buch, das nur einen Autor hat und dessen Umfang auf gut 400 Seiten begrenzt ist. Statt einer chronologischen Herangehensweise habe ich einen strukturellen Ansatz gewählt. Das ermöglicht es, bestimmte Phänomene epochen- und raumübergreifend herauszuarbeiten, langfristige Entwicklungen und Kontinuitäten aufzuzeigen und kulturelle Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede zu erkennen.

Andererseits birgt ein struktureller Ansatz die Gefahr in sich, historische Ereignisse in vorgefertigte Schubladen zu stecken, ihre Multikausalität zu übersehen und die Geschichte ihrer Komplexität zu berauben. Wer einzelne Gewaltphänomene über die kulturellen Grenzen von Raum und Zeit miteinander vergleicht, riskiert stets eine Simplifizierung. Dieses Problem verschärft sich dadurch, dass einige Kapitel sich mit Ausdrucksformen von Gewalt beschäftigen (etwa mit Schlachten oder den Besonderheiten des Luftkriegs), andere jedoch Ursachen in Blick nehmen (etwa Religion und Ideologie). Allein deshalb lassen sich die gleichen Ereignisse unterschiedlichen Kapiteln zuordnen, sodass es teilweise zu Wiederholungen kommt, teilweise aber auch Lücken gelassen werden.

Letztendlich verfolgt dieses Buch das Ziel, bestimmte allgemeingültige Phänomene der Kriegs- und Gewaltgeschichte zu beschreiben, die epochen- und raumunabhängig aufgetreten sind, weil sie der menschlichen Natur eigen sind oder von ähnlichen Bedingungen geprägt wurden, die sich durch das Wesen von Schlachten oder Belagerungen, durch logistische Faktoren oder durch grundle-

gende Prinzipien zivil-militärischen Interagierens ergeben. Neben den Parallelen und Gemeinsamkeiten soll es aber auch um kulturell geprägte Gewaltphänomene gehen, die sich in verschiedenen Gesellschaften unterschieden haben. Dabei kann es sich um Formen des Ehrverhaltens im Vorfeld von Kampfhandlungen oder um Beutepraktiken im Nachgang handeln.

Dass das Buch eine globale Perspektive einnimmt, soll eine raumübergreifende Vergleichbarkeit von Gewaltphänomenen ermöglichen. Aufgrund der Fülle an Themen bei gleichzeitig begrenztem Umfang des Buches besteht allerdings die Gefahr, dass Einzelereignisse anekdotenhaft aneinandergereiht werden und dabei passend ineinandergefügt wird, was zusammenzupassen scheint. Dieses Problem wird dadurch verstärkt, dass die meisten der für das Buch herangezogenen Egodokumente westlichen Ursprungs sind. Das ist zum einen auf meine begrenzten sprachlichen Fähigkeiten zurückzuführen, andererseits darauf, dass viel weniger Egodokumente von Soldaten, Kriegern oder anderen Mitgliedern von Gewaltgemeinschaften aus der außerwestlichen Welt erschlossen und publiziert sind. Da historische Forschung jedoch – anders als Journalismus – ihre Aussagen nicht aufgrund handverlesener Einzelaussagen treffen kann, habe ich zu deren Verifizierung auch Studien der psychologischen Forschung herangezogen. Auf dieser Basis ist zumindest der Versuch möglich, zu ergründen, ob bestimmte Gewaltphänomene und -handlungen für bestimmte Orte, Zeiten oder Kulturen spezifisch waren oder ob sich an ihnen grundlegende menschliche Eigenschaften ablesen lassen.

Dass gewaltsames Verhalten in der Natur des Menschen liegt, gilt keineswegs als ausgemacht. In ihrer 2024 erschienenen Darstellung *Die Evolution der Gewalt* leiten etwa der Archäologe Harald Meller, der Historiker Kai Michel und der Anthropologe Carel van Schaik eine generelle Friedfertigkeit des Menschen daraus ab, dass Krieg ein kulturelles Produkt sei, das erst im letzten Prozent der Menschheitsgeschichte aufgekommen sei und in den vorherigen 99 Prozent keine Rolle gespielt habe.⁵ Doch letztlich ist es dieses letzte Prozent der Menschheitsgeschichte, das für unser Thema relevant ist.

In der historischen Forschung ist die Entwicklung von Gewalt verschiedentlich thematisiert worden, wobei sich zwei Lager mit gegensätzlichen Theorien gegenüberstehen.⁶ Während die eine Seite eine zunehmende Einhegung von Gewalthandlungen erkennt und dies vor allem an der Entwicklung eines Kriegsvölkerrechts festmacht,⁷ betont die andere Seite, dass der Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts den Willen zum Einsatz kriegerischer Gewalt und die Einführung moderner Waffen zugleich die Möglichkeiten dafür gesteigert hätten.⁸ Beiden Theorien zu eigen ist der teleologische Gedanke, dass Gewalt und der Prozess der Zivilisierung beziehungsweise Modernisierung in einem Zusammenhang stehen.⁹

Der vorliegende Band folgt keinem der beiden Ansätze. Zum einen wäre es verfehlt, die Entwicklung völkerrechtlicher Konzepte – die sich ohnehin überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, auf den europäischen Raum beschränken –

mit deren konsequenter Anwendung gleichzusetzen. Obwohl die einschlägigen Werke zum Völkerrecht viel gelesen und diskutiert wurden, blieben sie lange Zeit – teilweise bis heute – unverbindliche Theorie.

Zynisch kommentierte etwa der preußische König Friedrich II. in seiner Instruktion für die Académie des nobles, die er 1765 zur Ausbildung höherer Offiziere in Berlin einrichtete: »Der Rechtslehrer wird Hugo Grotius zur Grundlage seines Unterrichts wählen. Es wird keineswegs verlangt, daß er vollendete Juristen aus ihnen macht. Für einen Mann der großen Welt genügen richtige Begriffe von der Rechtswissenschaft, ohne allzu genaue Detailkenntnisse. Er wird sich also begnügen, seinen Schülern eine Vorstellung vom bürgerlichen Recht, vom öffentlichen Recht und vom sogenannten Völkerrecht zu geben. Immerhin wird er die jungen Leute darauf hinweisen, daß das Völkerrecht, dem jede Vollstreckungsgewalt fehlt, nur ein leeres Phantom ist, das die Herrscher in ihren Streitschriften und Manifesten heraufbeschwören, selbst dann, wenn sie es selber verletzen.«¹⁰ Noch heute weigern sich die USA, China und Russland, sich dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag zu unterstellen.

Andererseits sind die Anwendung von Gewalt und die Brutalität von Kriegshandlungen nicht vom technologischen Stand der zur Verfügung stehenden Waffen abhängig. So steht dem industrialisierten Massenmord des Holocaust der Völkermord in Ruanda gegenüber, der vor allem mit primitiven Hieb-, Stich- und Schlagwaffen verübt wurde, wie sie schon seit der Antike zur Verfügung standen.

Dieses Buch verfolgt nicht den Ansatz, Krieg und Gewalt mit der individuellen Gewaltbereitschaft des Menschen zu erklären, sondern es versucht herauszuarbeiten, dass es sich um ein kulturelles, soziales und vor allem strukturelles Phänomen menschlicher Gesellschaften handelt. Gerade deswegen ist es das letzte Prozent der Menschheitsgeschichte, das für uns interessant ist. In dieser Zeit haben sich die Bedingungen entwickelt, aus denen wir uns kaum mehr lösen können.

Seit den Attentaten vom 11. September 2001, spätestens aber seit dem Ukraine-Krieg, der 2022 (genaugenommen mit der Besetzung der Krim 2014) begann, wird auch in Deutschland wieder vermehrt über Krieg und Gewalt debattiert. Anders als vor hundert Jahren steht die Mehrheit der Bevölkerung dem Einsatz kriegsgerichtlicher Gewalt kritisch gegenüber. Doch in vielen Debatten offenbart sich, dass diese Ablehnung auch auf einem mangelnden Verständnis für deren Ursachen und Funktionsmechanismen beruht. Es ist nicht die Intention dieses Buches, daran zu rütteln, auch wenn ich die Haltung vertrete, dass nicht jeder Krieg vermeidbar ist oder vermieden werden sollte. Vielmehr möchte dieser Band Krieg und Gewalt in ihren historischen Dimensionen und psychologischen Zusammenhängen beschreiben und somit ein solideres Fundament für die gesellschaftliche Debatte legen.

1 DIE WELT DER KÄMPFER

Jeder Krieg braucht Menschen, die bereit sind zu kämpfen und zu töten. Im Lauf der Geschichte haben verschiedene Gesellschaften unterschiedliche Methoden entwickelt, solche Menschen zu rekrutieren – sei es durch Zwang oder Belohnung oder durch eine Mischung aus beidem. Im folgenden Kapitel wird es darum gehen, aus welchen Schichten und Altersgruppen die Soldaten, Krieger und Kämpfer jeweils kamen, aber auch um die Dynamiken, die entstehen, wenn Menschen sich zu einer Gemeinschaft zusammenfinden, deren vornehmlicher Zweck die Ausübung von Gewalt ist. Dabei gab es natürlich Unterschiede etwa zwischen einem assyrischen Söldnerheer, einem mittelalterlichen Wehrbauernaufgebot, japanischen Samurai oder einer modernen Wehrpflichtigenarmee.

Die Art, wie Menschen in Gewaltgemeinschaften organisiert wurden, beruhte jedoch fast überall auf ähnlichen Prinzipien. Entscheidend war zu allen Zeiten die Frage, wie jemand dazu gebracht werden konnte, seine natürliche Hemmschwelle gegenüber körperlicher Gewalt und dem Töten zu überschreiten. Es erweist sich dabei, dass kriegerische Gewalt aus der Dynamik der Gruppe entsteht und nicht von der natürlichen Gewaltbereitschaft des Einzelnen abhängt. Mit dem erweiterten Blick, der über die klassische Militärgeschichtsschreibung hinausgeht, wird auch deutlich, dass die gleichen Voraussetzungen und Mechanismen von Gewalt sowohl für das Militär als auch für nicht staatlich organisierte Gewaltgemeinschaften wie etwa Piraten, Räuberbanden oder die Organisierte Kriminalität der Gegenwart gelten.

Es bleibt nicht aus, dass eine zur Gewaltausübung bestimmte Gruppe von Menschen auch in ihrem Binnenverhältnis von Gewalt geprägt ist. Das Gegenstück zum Gehorsam waren oft brutale Strafen, die den Einzelnen, aber auch das Kollektiv treffen konnten. Andererseits konnte die Unzufriedenheit über ausbleibenden Sold oder ungerechte Behandlung auch zu gewaltsamen Meutereien führen. Für die Herrschenden bedeutete die Existenz einer bewaffneten Macht immer zugleich eine Bedrohung, weshalb die Kaiser im römischen Reich und im alten China, aber auch die osmanischen Herrscher und die Diktatoren des 20. Jahrhunderts ihre eigenen Elitetruppen manchmal mehr fürchteten als die Armeen des Gegners.

Militär und Gewaltgemeinschaften

»Vielleicht waren meine Vorstellungen vom Krieg allesamt verzerrt. Wie kann man Können gegen Können messen, wenn man den Feind nicht einmal sehen kann? Wo ist der Glanz in Blasenfüßen und einem knurrenden Magen? Und wo ist das erwartete Abenteuer? Nun, was auch immer kommt, es war meine eigene Idee. Ich hatte darum gebeten. Ich wollte schon immer Soldat werden.«¹

Audie Murphy, amerikanischer G.I. im Zweiten Weltkrieg

»Wenige wissen, dass Soldaten Babys auf ihren Bajonetten aufspießten und sie lebendig in Töpfe voll kochendem Wasser stießen. Sie vergewaltigten Frauen zwischen zwölf und achtzig in Gruppen und töteten sie, wenn sie nicht mehr in der Lage waren, ihre sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Ich habe Menschen geköpft, verhungern lassen, sie verbrannt und lebendig begraben, alles in allem über 200. Es ist schrecklich, dass ich mich in ein Tier verwandeln und diese Dinge tun konnte. Es gibt wahrhaft keine Worte für das, was ich getan habe. Ich war wirklich ein Teufel.«²

Nagatomi Hakudo, japanischer Soldat
während des Massakers von Nanjing, 1937

Krieg wird im Allgemeinen mit dem »Krieger« oder seinem modernen Pendant, dem vom Staat bezahlten Soldaten, assoziiert. Lange Zeit war Militärgeschichte dementsprechend eine Geschichte des Krieges und des von einer staatlichen oder vorstaatlichen Gemeinschaft unterhaltenen Militärs, wobei Letzteres zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Weltregionen durchaus unterschiedliche Organisationsformen hatte.

Der Krieger als eigenständige Gruppe in einem ausdifferenzierten Gesellschaftssystem begegnet uns vermutlich zum ersten Mal im Mesopotamien der Späturukzeit (ca. 3300–2900 v. Chr.). Eine überlieferte Ämterliste führt hier einen »Leiter der Truppen« auf. Bei diesen »Truppen« handelte es sich wahrscheinlich um eine Schicht abhängiger Arbeitskräfte, die auch für Kriegszwecke mobilisiert wurde.³ Im 2. vorchristlichen Jahrtausend entstanden im Vorderen Orient und in Ägypten Hochkulturen mit komplexen Armeen unterschiedlicher Waffengattungen, in denen neben Fußtruppen vor allem Streitwagen eine herausgehobene Rolle spielten.

Aber auch in Mitteleuropa deuten archäologische Funde darauf hin, dass Gemeinschaften wie die Aunjetitzer Kultur, die ab etwa 2200 v. Chr. zwischen dem heutigen Böhmen, Polen und Niedersachsen entstand, über ein hierarchisch gegliedertes Militär verfügte. Große Hortfunde von schmalköpfigen Randleistenbeilen lassen vermuten, dass diese Waffe zur Grundausrüstung einfacher Krieger gehörte, während die seltener auftretenden Stabdolche und Doppeläxte auch als Statussymbole der Anführer fungierten.⁴

Die kriegerische Kultur von Gesellschaften wurde von sozialen Faktoren, aber auch stark von Natur und Geografie beeinflusst. Das Pferd zum Beispiel verlieh einem Krieger größere Mobilität und Angriffswucht, war aber nicht überall einsetzbar. Selbst in Europa, dessen mittelalterliche Kriegsführung vom Bild des Ritters geprägt war, gab es Regionen, in denen Pferde nur eine untergeordnete oder gar keine Rolle spielten, etwa in Irland, Schottland, Skandinavien oder in der Schweiz. Im Norden Afrikas kam Pferden und anderen Reittieren eine große Bedeutung in der Kriegsführung zu, im weiter südlich gelegenen Äquatorialgebiet konnten sie dagegen kaum eingesetzt werden, weil die Tiere anfällig für die durch die Tsetsefliege verbreitete Schlafkrankheit waren.⁵ Alternativ zum Pferd fanden immer wieder auch Maultiere, Kamele und Elefanten Verwendung in Kriegen, aber keines dieser Tiere brachte eine vergleichbar günstige Kombination aus Mobilität, Angriffswucht und Ausdauer mit sich. Noch älter als der Einsatz von Pferden als Reittiere ist wohl ihre Verwendung als Zugtiere für Streitwagen.

Woher kommen die Krieger?

Unterschiedlich war auch die Art, wie Gesellschaften ihre Krieger rekrutierten. Das assyrische Reich führte im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Institution des Ilkum ein: Diejenigen, denen der König Land zur Bewirtschaftung überließ, hatten ihm dafür entweder im Krieg, als Polizeikräfte oder bei öffentlichen Bauprojekten zu dienen.⁶ Dieses System trägt sowohl Charakteristika einer Feudalordnung (Heerdienst gegen Landbesitz) als auch einer moderner Wehrpflichtigenordnung, da es breitere Teile einer freien Bevölkerung betraf und nicht nur eine gesellschaftliche Elite.

Das Mita-System des südamerikanischen Inkareichs (13.–16. Jahrhundert) verpflichtete jeden körperlich tauglichen männlichen Untertan, mindestens einmal in seinem Leben an einem Kriegszug teilzunehmen. Eine solche Ordnung verdeutlicht, dass Krieg ganz selbstverständlich als Bestandteil des Lebens galt. Auch frühe städtische Kulturen in Griechenland unterwarfen die männliche Bevölkerung einer Kriegsdienstpflicht – ein Modell, das noch im europäischen Mittelalter und in der Frühen Neuzeit zur Anwendung kommen sollte. Stadtluft machte eben nicht nur frei, sondern brachte auch Verpflichtungen mit sich, und hierzu gehörte in erster Linie die Bewachung und Verteidigung der Stadt.

In anderen Gesellschaften bildete sich eine »Kriegerelite« heraus, die oft einen gesellschaftlich hohen Stellenwert genoss. Im antiken Sparta waren dies die Vollbürger, die »Spartiaten«, deren Leben ausschließlich der militärischen Ertüchtigung und dem Kampf gewidmet war. Im Mittelalter entstanden im eurasischen Raum verschiedene feudale Modelle, die strukturelle Ähnlichkeiten aufweisen. Spezialisierte Krieger wie die europäischen Ritter, türkische Spahis oder japanische Samurai erhielten Land mit Herrschaftsrechten zugesprochen, um die daraus erzielten Einkünfte zum Erwerb und Unterhalt von Waffen, Ausrüstung und Pferden

zu nutzen. Im afrikanischen, amerikanischen und zentralasiatischen Raum bildeten oft Stammesgemeinschaften die dominierende Gesellschaftsform. Die soziale Struktur war hier flacher, sodass nahezu die gesamte (freie) männliche Bevölkerung im Bedarfsfall als Krieger agierte.

Ein entfernter Verwandter der feudalen Heeresaufbringung ist der Wehrbauer, der in Grenzgebieten angesiedelt wurde, die er bewirtschaften durfte. Im Gegenzug stellten diese Wehrbauern im Bedarfsfall Soldaten für die Armee. China versuchte wiederholt, seine Grenzen durch Wehrbauern zu sichern, insbesondere nach der Eroberung neuer Gebiete von den Steppennomaden. Ungarn siedelte im 16. Jahrhundert Wehrbauern an der Grenze zum Osmanischen Reich an, woraus die Habsburger nach der Übernahme der Stephanskronen das Prinzip der Militärgrenze entwickelten. Die dort rekrutierten »Grenzregimenter« stellten in den österreichischen Kriegen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts bedeutende leichte Infanteriekontingente.⁷ Mexiko nutzte das Konzept der Wehrbauern zur Besiedlung der nördlichen Provinz Chihuahua, wo es bis ins ausgehende 19. Jahrhundert immer wieder zu Überfällen durch Apachenstämme kam. Die erfahrenen Wehrbauern stellten während der Mexikanischen Revolution (1910–1920) gefürchtete Soldaten in der Division del Norte des Revolutionsgenerals Francisco »Pancho« Villa.⁸ Auch NS-Deutschland plante nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, den angestrebten »Lebensraum im Osten« vornehmlich mit Wehrbauern zu besiedeln.

Die vorstaatlichen Gesellschaften Europas, Ost- und Vorderasiens, Indiens, aber auch in Teilen Afrikas kannten zudem noch zwei weitere Formen des professionalisierten Kriegerturns: zum einen Söldner, also bezahlte Freiwillige, die nicht aus der eigenen Gemeinschaft stammten, und zum anderen Sklavensoldaten. Söldner wurden bereits seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. von den Assyryern und alten Ägyptern angeworben. Die alten Griechen warben skythische Bogenschützen und kretische Schleuderer an. Ein Großteil des Heeres, mit dem der karthagische Feldherr Hannibal im Jahr 218 v. Chr. über die Alpen zog, bestand aus nordafrikanischen und keltiberischen Söldnern. Nachdem die Masse ihrer Truppen im Jahr 216 v. Chr. bei Cannae vernichtet worden war, zogen die Römer Sklaven zur Wiederaufstellung ihres Heeres heran, was in der römischen Geschichte jedoch eine eher ungewöhnliche Notfallmaßnahme darstellte.

Viel verbreiteter waren Sklavensoldaten in der islamischen Welt. Im Kalifat der Abbasiden wurden bereits im 9. Jahrhundert sogenannte Mamluken (aus dem Arabischen: »der in Besitz Genommene«) eingesetzt, während die türkischen Osmanen im 14. Jahrhundert das Janitscharenkorps einrichteten, das durch die berüchtigte »Knabenlese« (Dewschirme) vor allem aus den unterworfenen christlichen Völkern des Balkanraums rekrutiert wurde. Anders als später die Feldsklaven in der europäischen Kolonialgeschichte der Karibik oder Nordamerikas genossen diese Sklavensoldaten einen herausgehobenen gesellschaftlichen Status. Die Mamluken begründeten im 13. Jahrhundert ein eigenes Sultanat in Ägypten, während



Ursprünglich Sklavensoldaten: Die Kriegeraristokratie der Mamluken herrschte seit dem 13. Jahrhundert über Ägypten. Arabische Buchmalerei, 1371.

die Machtstellung der Janitscharen sich so sehr vergrößerte, dass sie Sultane absetzen und sich wiederholt erfolgreich gegen Bemühungen wehren konnten, das Korps zu reformieren oder gar aufzulösen.

Unbekannt sind Sklavensoldaten auch in der Geschichte der westlichen Welt nicht. So rekrutierten Briten, Franzosen und Amerikaner Sklaven während des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs (1775–1783),⁹ die amerikanischen Nordstaaten ehemalige Plantagensklaven während des Bürgerkriegs (1861–1865). Die Briten stellten zur Zeit der Napoleonischen Kriege mehrere Westindienregimenter aus afroamerikanischen Sklaven auf, die teilweise eigens angekauft wurden, wodurch die britische Armee kurzzeitig zu einem der größten Sklavenkäufer in der Karibik avancierte, während das Parlament in London bereits über ein Verbot der Sklaverei debattierte.¹⁰ Frankreich rekrutierte noch bis zum Ersten Weltkrieg Sklaven für seine Tirailleurs sénégalais auf Basis des im Senegal üblichen System des Rachat, wobei Sklaven durch ihre Besitzer dem Militär überantwortet wurden.¹¹

Freiwillige Kämpfer, egal aus welchem Motiv, waren allzeit begehrt, doch genügte ihre Zahl oft nicht, um die gewünschten Heeresstärken zu erzielen. Im frühneuzeitlichen Europa griff man daher oft auf die »gewaltsame Werbung« zurück. Die preußischen Werber des 18. Jahrhunderts waren dabei ebenso berüchtigt wie die Press Gangs der Royal Navy, die teilweise mit regelrechten Überfallkommandos in Dörfern nach Rekruten suchten. 1805 war schätzungsweise die Hälfte der 120 000 britischen Matrosen in den Dienst gepresst worden. Erst nach 1815 konnte die drastisch verkleinerte Navy ihre Ränge durch Freiwillige füllen. Auch in vielen lateinamerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Armeen stellte Gewalt ein wichtiges Rekrutierungsmittel dar. So schrieb Samuel Basch, der in den 1860er Jahren als Leibarzt Kaiser Maximilians das österreichische Expeditionskorps nach Mexiko begleitete,

über die mexikanische Armee: »Die Truppen werden gepreßt. Die gepreßten Soldaten sperrt man, denn sonst würden sie bestimmt durchgehen, in Kasernen ein.«¹²

Immer wieder versuchten Staaten und Herrschaften, das Kriegertum in Form eines militärischen Dienstes zu regularisieren. Eine Möglichkeit hierfür boten feudale Ordnungssysteme, wie sie im mittelalterlichen Europa üblich waren. Auch nachdem die Lehnsaufgebote im Spätmittelalter weitgehend durch Söldnerheere abgelöst worden waren, blieb der Gedanke einer militärischen Dienstpflicht bestehen und fand zunächst Eingang in die unterschiedlichen Miliz- oder Defensionsordnungen, die regelten, wie Aufgebote für die Landesverteidigung aufgestellt werden sollten.¹³ In Schweden entstanden mit dem Indelningsverk im 17., in Preußen mit der Kantonverfassung im 18. Jahrhundert erste Formen einer Wehrverfassung, die Rekruten aus dem eigenen Land aushob.

Unter dem »Soldatenkönig« Friedrich Wilhelm I. wurde Preußen – abgesehen von den Rheinprovinzen Kleve, Moers und Geldern – in gleichgroße Aushebungsbezirke (Kantone) aufgeteilt, die etwa 5000 bis 6000 Feuerstellen umfassen sollten. Alle wehrfähigen Männer wurde in Listen erfasst, die dazu dienten, die entbehrlichen, also sozial oder wirtschaftlich nicht vollständig integrierten Teile der Bevölkerung für den Dienst in der Armee auszulesen. Hierbei griff die Heeresverwaltung auf die Kirchenbücher zurück, die seinerzeit die sicherste statistische Erfassung der Bevölkerung darstellten. Ausgenommen von der Dienstpflicht waren – neben den beiden wirtschaftlichen Ballungsräumen Berlin und Magdeburg – jene Bevölkerungsschichten, die für den reibungslosen wirtschaftlichen Ablauf (und damit zur Erhebung der Steuern) unverzichtbar waren – also vor allem städtische Handwerker, freie Bauern und bildungsnahe Schichten. Eingezogen wurden dagegen vor allem Arbeitslose, Tagelöhner und Teilzeitarbeitskräfte. Diese dienten jedoch nicht ununterbrochen beim Regiment, sondern wurden nur für wenige Wochen versammelt, um entsprechend gedrillt zu werden.¹⁴

In der Napoleonischen Zeit entstanden mit der französischen Massenaushebung (Levée en masse) von 1793 und der preußischen Wehrpflicht von 1814 erstmals moderne Wehrpflichtssysteme. Diese bildeten eine wichtige Grundlage für die Bildung von Massenarmeen, auch wenn die Rekrutierung von »Kurzzeitsoldaten« beim Militär nicht sonderlich beliebt war, weswegen die meisten europäischen Staaten – mit Ausnahme Preußens – nach 1815 vorrübergehend zu Freiwilligenarmeen zurückkehrten.

Nicht nur beim Militär selbst, sondern auch bei der betroffenen Zivilbevölkerung war die Wehrpflicht nicht sonderlich beliebt. Eine wachsende Kriegsmüdigkeit und die hohen Verluste an Menschenleben in lang andauernden Kriegen führten dazu, dass sich im französischen Ersten Kaiserreich immer mehr junge Männer der Wehrpflicht entzogen und in den Untergrund gingen.¹⁵ Auch in den von Frankreich okkupierten oder kontrollierten Gebieten, etwa in Holland und Italien, gab es Widerstand gegen die Wehrpflicht. In Tirol, das 1806 zu Bayern ge-

schlagen wurde, war ihre Einführung, die mit der alten Wehrverfassung des Landes brach, eine der Ursachen für den Ausbruch des Aufstandes von 1809.

In New York kam es während des Amerikanischen Bürgerkriegs im Juli 1863 zu gewaltsamen Protesten gegen die Einführung der Wehrpflicht in den Nordstaaten, nachdem die hohen Verluste der Potomacarmee bei Gettysburg bekannt geworden waren. Da Afroamerikaner noch keine vollwertigen Bürgerrechte genossen und daher von der Wehrpflicht ausgeschlossen waren, richtete sich der Zorn der New Yorker besonders gegen sie.¹⁶ Im neu konstituierten Italien war der Widerstand Siziliens gegen die Zentralregierung in Turin so groß, dass die Insel 1866 im Krieg gegen Österreich von der Wehrpflicht befreit wurde. 1881 kam es in Dalmatien und Teilen der Herzegowina zu Unruhen, als Österreich in diesen Gebieten die Wehrpflicht einführte.

Vor allem die Ereignisse in Tirol, auf Sizilien und in der Herzegowina sind auf eine mangelnde Identifikation einzelner Regionen mit den sich neu konstituierenden oder vergrößernden Nationalstaaten zurückzuführen. Aber auch bestimmten sozialen Gruppen fehlte diese Bindung mitunter. Während des Vietnamkriegs kam es in den USA zu einer zunehmenden Zahl von Kriegsdienstverweigerungen. Insbesondere viele Afroamerikaner führten als Begründung die fehlende Gleichstellung in der Gesellschaft an. Berühmt wurde der Satz des damaligen Boxweltmeisters im Schwergewicht Muhammad Ali: »Kein Vietcong nannte mich jemals Nigger.« Zuvor hatte er seine Verweigerung des Kriegsdienstes ausführlicher begründet: »Warum sollten sie von mir verlangen, eine Uniform anzuziehen und zehntausend Meilen von zu Hause entfernt Bomben und Kugeln auf die braunen Menschen in Vietnam zu werfen, während die sogenannten Neger-Menschen in Louisiana wie Hunde behandelt und ihnen einfachste Menschenrechte verweigert werden?«¹⁷ Ali wurde 1967 zu einer fünfjährigen Haftstrafe verurteilt und verlor seinen Weltmeistertitel. Nur durch Zahlung einer Kaution blieb er auf freiem Fuß.

Dennoch setzte sich die Wehrpflicht in vielen westlichen Staaten im Lauf der Zeit durch. Spanien führte sie im Zuge von Reformen nach den Napoleonischen Kriegen ein, das italienische Heer übernahm die zuvor bereits in Piemont existierende Wehrpflicht im Zuge der Gründung des geeinten Königreichs Italien 1861, Österreich-Ungarn 1866, Japan 1873, Russland 1874, Schweden 1901, Belgien 1909. In den USA wurde die Wehrpflicht 1863 (in den Südstaaten 1862), allerdings nur für die Dauer des Bürgerkriegs, und dann erst wieder 1917 im Ersten Weltkrieg eingeführt. Großbritannien führte als eine der letzten westlichen Großmächte die Wehrpflicht 1916 ein. Frankreich war 1815 prinzipiell zum Freiwilligensystem zurückgekehrt und füllte seine Reihen zusätzlich mit wehrpflichtigen Rekruten auf. Erst 1905 wurde ein allgemeiner zweijähriger Dienst eingeführt, der 1913 auf drei Jahre verlängert wurde, um das Heer zu vergrößern. Als erster Staat in Lateinamerika hatte Chile nach deutschem Vorbild im Jahr 1900 ein Wehrpflichtsystem eingeführt.

Spätestens mit dem Ende des Kalten Krieges im Jahr 1990 schafften die meisten westlichen Staaten die Wehrpflicht ab und kehrten zu Freiwilligenarmeen zurück, hatten aber große Probleme, ausreichend Rekruten zu werben, weil das immanente Risiko getötet zu werden abschreckend wirkte.

Vielfalt als Erfolgsfaktor

Viele Heere bedeutender Kulturen und Staaten waren sowohl in ihrer ethnischen Zusammensetzung als auch in ihrer Struktur äußerst heterogen, was die Fähigkeit dieser Länder widerspiegelt, unterschiedliche militärische Ressourcen zu mobilisieren und nutzbar zu machen. So warb China im Lauf seiner Geschichte immer wieder nomadische Steppenvölker als leichte Reiterei an. Der römische Feldherr Julius Caesar setzte auf seinem Feldzug gegen die Germanen (um 55 v. Chr.) Reiterverbände der kurz zuvor unterworfenen Gallier ein, und Kaiser Trajan griff in seinem letzten Dakienfeldzug (105/106 n. Chr.) auf leichte numidische Reiter zurück. Auch die Osmanen scharten um den Kern ihrer Janitscharen (Fußtruppen) und Spahis (Reiter) Hilfskontingente unterworfenen Völker. So kamen in der Schlacht bei Ankara (1402) unter anderem serbische Ritter und ihre Gefolgschaft zum Einsatz. Die Mongolen wiederum nutzten chinesische Ingenieure und Spezialisten bei der Belagerung Bagdads (1258), aber auch bei der Unterwerfung Chinas selbst. Die Jurchen oder Mandschu, deren Heer der »Acht Banner« im Wesentlichen aus Reiterei bestand, nutzten für die Unterwerfung Chinas in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überwiegend Han-Fußtruppen der »Grünen Standarte«.

Im 18. Jahrhundert begann die russische Armee mit der Rekrutierung von Kosaken und anderen Steppennomaden wie Tartaren, Kalmücken und Baschkiren, die als leichte Reiterei einen gefürchteten Ruf genossen. Ihr Gefechtswert in der Schlacht war eher gering, wie sich später im Krimkrieg (1853–1856) und im Russisch-Japanischen Krieg (1904/05) zeigen sollte. Auch andere osteuropäische Reitertruppen wurden in der Frühen Neuzeit als leichte Verbände vermehrt in westeuropäische Heere integriert. Spezielle Qualitäten wurden ihnen auf kultureller und teilweise auch ethnischer Basis zugeschrieben. So schrieb der kursächsische Offizier Johann Friedrich von Flemming (1670–1733) in seinem Buch *Der vollkommene teutsche Soldat*: »Die Pohlacken sind eben nicht gar zu gute Soldaten, sie schicken sich am besten als streifende Partheyen, sie lassen sich nicht so leicht als regulair Milice commandiren.«¹⁸ Friedrich der Große erklärte, dass »ein deutscher Kerl sich nicht so gut zum Husaren schicke wie ein Ungar oder Pole«.¹⁹ Spätestens in den Napoleonischen Kriegen rekrutierten westeuropäische Heere ihre Ulanen und Husaren jedoch aus eigenen Landeskindern. Nur die landespezifische Tracht, wie die Ulanentschapka und die Husarenpelisse erinnerte bis zum Ersten Weltkrieg an die Ursprünge dieser Reitertruppen.

Fragt man nach den Ursachen für den militärischen Erfolg einzelner Staaten in der Geschichte, dann sollte man waffentechnischen oder taktischen Entwicklungen

keine allzu große Bedeutung beimessen. Zu keiner Zeit und an keinem Ort gab es eine »Allzweck-Armee«. Entscheidend war meist die Integrationsfähigkeit heterogener Heere, die sich an unterschiedliche, naturräumliche, kulturelle und durch die Kriegsführung des Gegners bestimmte Herausforderungen anpassen konnten. Auch Waffen und Taktiken unterlagen diesem Anpassungsprozess. Militärischer Erfolg kann daher nie monokausal erklärt werden – wie es beispielsweise der britische Militärgeschichtler John Keegan in den 1990er Jahren in seinem Buch *Die Kultur des Krieges* tat –, sondern er ist das Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels militärischer und nichtmilitärischer (zum Beispiel politischer und ökonomischer) Faktoren. Waffentechnik, Taktik, ökonomische und zahlenmäßige Überlegenheit können den militärischen Erfolg begünstigen, aber diesen allein nicht erklären. Vielmehr ist es die Fähigkeit, günstige Voraussetzungen effizient zum Tragen zu bringen, die das Geheimnis der siegreichen Kriegsführung darstellt.

Gewalt- und Beutegemeinschaften

Als Ergebnis einer sich sozial- und kulturgeschichtlichen Perspektiven zuwendenden Militärgeschichte wurde ihr Blickfeld erweitert hin zu einer »Geschichte der Gewalt«. Dadurch entstand auch das Interesse, soziale Gruppen zu analysieren, die in größerem Umfang bewaffnete oder militärische Gewalt ausüben, aber nicht zwangsläufig im Dienst eines größeren gesellschaftlichen Verbandes stehen. Solche Gewaltgemeinschaften werden oftmals als Beutegemeinschaften definiert, die nach materiellem Gewinn strebten. Beutemachen, sei es in Form von Menschen, Tieren oder Gütern, stellte für viele tribale Gemeinschaften ein wesentliches Kriegsmotiv dar.

Während des Ersten Weltkriegs schildert der britische Offizier Thomas Edward Lawrence, der an der Organisation eines Aufstands arabischer Stämme gegen das Osmanische Reich beteiligt war, seine Zusammenkunft mit dem Howeitat-Fürsten Auda Abu Tayi:

»Auda ging auf Raub aus, wo und wie weit er immer konnte. Auf seinen Beutezügen war er bis nach Aleppo, Basra, Wedsch und dem Wadi Dawasir gekommen, und er ließ es sich angelegen sein, mit nahezu allen Stämmen der Wüste in Feindschaft zu leben, um möglichst großen Spielraum für seine Überfälle zu haben.«²⁰

Diese Beobachtung machte Lawrence bei allen arabischen Stämmen:

»Ihre skrupellose Habgier machte sie erpicht auf Beute und spornte sie an, Bahngeleise aufzureißen, Karawanen zu plündern und Kamele zu stehlen; doch waren sie zu unabhängigen Sinnes, um sich einem Kommando zu beugen oder in Massen zu fechten.«²¹

Die geschilderte Beutekultur und die eng damit verbundene Praxis der Blutfehden, die sowohl Ursache als auch Folge von Beutezügen sein konnten, erschwerten die von Lawrence geplante Vereinigung der »Araber« erheblich. Ähnliche Verhaltensmuster lassen sich auch in der Geschichte anderer Kulturen beobachten, etwa bei nordamerikanischen Prärie-Indianern, zahlreichen afrikanischen Völkern und bei den germanischen Stämmen der Antike und des Frühmittelalters. Als klassische Beutegemeinschaft sind auch Sklavenjäger zu bezeichnen, die unter Anwendung von Gewalt Menschen raubten und zu Geld machten.

Es wäre allerdings verfehlt, den Begriff der Gewaltgemeinschaft auf reine Beutegemeinschaften zu begrenzen. Denn das würde nichtstaatliche Gewaltorganisationen ausschließen, die immaterielle Ziele anstreben, etwa nationale Unabhängigkeit oder religiöse Dominanz, wie die irische IRA oder islamistische Terrororganisationen wie Al-Qaida oder den IS. Die Ziele dieser Bewegungen, insbesondere der religiös motivierten, sind schwer zu befriedigen, lassen sich aber leicht durch dritte Parteien instrumentalisieren. So unterstützt Russland im Ukraine-Konflikt (seit 2014) pro-russische Separatisten im Donbas und Bessarabien, die eine Abspaltung von der Ukraine fordern, obwohl sie eine Bevölkerungsminorität darstellen. Die USA versorgten im Zuge der sowjetischen Intervention in Afghanistan islamische Mudschaheddin, die auf pakistanischen Koranschulen zu religiösen Fanatikern ausgebildet wurden, mit Waffen. Aus diesen Gruppen entstanden später die USA-feindlichen Taliban, was zeigt, wie schwer derartige Bewegungen zu kontrollieren sind.

2001 sahen sich die USA gezwungen, in Afghanistan zu intervenieren, da von dort aus die Angriffe vom 11. September geplant worden waren. Die anschließende, fast zwanzig Jahre dauernde Besatzung war in vielen westlichen Ländern unpopulär, da sie als »Zwangsdemokratisierung« einer nicht an der westlichen Kultur interessierten Welt interpretiert wurde. »Jeder Tod eines Soldaten nährt Zweifel und Bedenken an der Mission«,²² schrieb der Spiegel 2009. In Afghanistan, so der allgemeine Konsens, ging es um einen Konflikt, der nicht gewonnen werden konnte. Diese Sichtweise, die durchaus Widerhall in der Politik fand, zeugt von einem zu simplen Strategieverständnis, unterstreicht aber die vollkommen unterschiedliche Gewaltkultur beider Konfliktparteien. Der Afghanistankrieg war kein klassischer Konflikt, der mit der vollständigen Niederlage eines Gegners enden konnte. Das lag an der Natur der radikalislamischen Taliban, für die der Kampf nur mit dem Sieg oder dem Tod – als wichtigem Beitrag zum Sieg – enden kann. Einem solchen Gegner lässt sich der eigene Wille nicht aufzwingen.

Gewaltgemeinschaften, deren zentrale Motivation nicht im Beutemachen, sondern wie im Falle von Al-Qaida oder dem IS im Erlangen eines ideologischen Heils besteht, sind kein Phänomen der Moderne. Ein bekanntes historisches Beispiel sind etwa die Assassinen, eine schiitische Glaubensgemeinschaft des 12. und 13. Jahrhunderts, die unter Christen und Muslimen einen Ruf als Geheimbund

von Attentätern hatte. Das englische Wort »assasin« im Sinne eines – meist politischen – Attentäters leitet sich von ihrem Namen ab.

Schließlich gibt es jene Kollektive, für die Gewalt – anders als in den bisher erörterten Beispielen – Selbstzweck ist, etwa Fußballhooligans. Zwar zielen ihre Auseinandersetzungen mit den Ordnungskräften sowie mit den Fangemeinschaften rivalisierender Fußballvereine nicht auf die Tötung ihrer Gegner ab, doch Körperverletzung wird dabei bewusst in Kauf genommen und sogar gesucht. Wie sehr die Grenzen zwischen Hooliangruppen und anderen hier thematisierten Gewaltgemeinschaften verwischen können, zeigte sich am 14. Mai 2017, als 2000 Fans des Fußballclubs Dynamo Dresden in Flecktarn-T-Shirts mit der Aufschrift »Football Army Dynamo Dresden« durch Karlsruhe zogen und dabei ein Banner mit dem Slogan »Krieg dem DFB« präsentierten. Damit wurde gegen geltendes Recht verstoßen, denn uniformierte Aufmärsche mit politischem Hintergrund – nichts anderes ist eine Kriegserklärung – sind in Deutschland verboten. Dennoch hielten sich die staatlichen Restriktionen in Grenzen. Nach Hausdurchsuchungen wurden gegen 58 Personen Geldstrafen verhängt.

Wie viele andere Vereine auch stellt sich Dynamo Dresden nur zögerlich gegen die eigenen Fans, was wiederholt eine Eskalation der Gewalt begünstigte. Blieb der Aufmarsch in Karlsruhe letztlich friedlich, kam es während der Aufstiegsfeierlichkeiten am 16. Mai 2021 zu einer schweren Straßenschlacht mit der Polizei, wobei 185 Beamte teils schwer verletzt wurden, als die Hooligans sie mit Pyrotechnik, Steinen und Flaschen bewarfen. Die Stadt Dresden hatte Fanzusammenkünfte aufgrund der Coronaschutzmaßnahmen zuvor untersagt. Die Abschirmung des Stadions durch die Polizei war aber von der Fanszene als »Provokation« wahrgenommen worden.

Der Wert der Jugend

Krieg und kriegerische Gewalt sind vorrangig – wenn auch nicht ausschließlich – eine Domäne junger Männer. Der italienische Reiseschriftsteller Marco Polo (1254–1324) lieferte einen umfangreichen Bericht darüber, wie der legendäre Assasinen-Anführer Raschid ad-Din Sinan (gest. 1193), der »Alte vom Berge«, im heutigen Syrien seine jungen Attentäter anwarb:

»Der Alte hielt an seinem Hofe zwölf- bis zwanzigjährige Jünglinge aus der Umgebung; ihrer Statur nach versprochen sie, tüchtige Soldaten zu werden. Sie waren alle gut in der Lehre unterrichtet und glaubten, daß, entsprechend den Prophezeiungen Mohammeds, das Paradies genauso aussehe, wie ich es vorhin geschildert habe. Sooft der Alte vier oder zehn oder zwanzig Burschen in sein Paradies holen wollte, ging er folgendermaßen vor: Er ließ ihnen einen Trank verabreichen, der sie sogleich in tiefen Schlaf versetzte, worauf sie weggeführt und in den Garten gebracht wurden. (...) Beim Erwachen erblickten die Burschen all das Schöne um sich herum, wie ich es oben beschrieben habe, und sie

vermeinten wirklich, im Paradies zu sein. Junge Frauen und Mädchen erheiterten sie tagtäglich mit Musizieren und Singen und erfüllten ihnen jeglichen Wunsch. Die Jünglinge hatten alles, was ihr Herz begehrt, nie hätten sie aus freiem Willen diesen Ort verlassen. (...) Wenn nun der Alte irgendwo einen Mord plant, läßt er einem oder mehreren Jünglingen das Betäubungsgetränk geben; sobald sie schlafen, werden sie in seinen Palast gebracht. Beim Aufwachen sind sie höchst verwundert und gar nicht glücklich, denn von sich aus hätten sie nie das Paradies mit dem Schloß vertauscht. Unverzüglich gehen sie zum Alten und werfen sich vor ihm nieder, weil sie fest daran glauben, er sei ein großer Prophet. Auf die Frage des Alten nach ihrer Herkunft antworten sie, sie kämen aus dem Paradies, wie es Mohammed ihren Vorfahren verheißen habe, und sie schildern es in allen Einzelheiten. Diejenigen, die noch nie im Paradies waren und nun ihren Erzählungen zuhörten, beehrten sehnlich auch dahin zu gelangen, ja sie wünschten sich den Tod, da sie den Tag kaum erwarten mochten, an dem sie ins Paradies eingehen durften. Immer wenn der Alte einen Fürsten (...) umbringen will, wählt er aus seinen Assassinen die geeignetsten aus und befiehlt ihnen, diesen zu ermorden. Die Jünglinge brechen unverzüglich auf, erfüllen den Auftrag ihres Herren und kehren an den Hof zurück. Es gibt allerdings welche, die nach dem Mordanschlag gefangen und getötet werden.«²³

Bei aller Vorsicht, die bei einer auf Hörensagen basierenden Quelle mit über hundert Jahren Abstand zum beschriebenen Ereignis geboten ist, unterstreicht Polos Schilderung die Manipulierbarkeit der Jugend, die sie als Rekrutierungsreservoir für Gewaltgemeinschaften attraktiv macht. Neben der Tatsache, dass die körperliche Leistungsfähigkeit im dritten Lebensjahrzehnt am größten ist, weshalb Menschen dieser Altersgruppe die wahrscheinlich wichtigsten Soldaten sind, machen die fehlende Lebenserfahrung und oft auch die familiäre Ungebundenheit aus Jugendlichen und jungen Männern risikobereitere Kämpfer.

Diesen Umstand betont auch Erich Maria Remarque in seinem 1929 veröffentlichten Roman *Im Westen nichts Neues*. Aus der Sicht eines jungen deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg heißt es darin:

»Die älteren Leute sind alle fest mit dem Früheren verbunden, sie haben Grund, sie haben Frauen, Kinder, Berufe und Interessen, die schon so stark sind, daß der Krieg sie nicht zerreißen kann. Wir Zwanzigjährigen aber haben nur unsere Eltern und manche ein Mädchen. Das ist nicht viel – denn in unserm Alter ist die Kraft der Eltern am schwächsten, und die Mädchen sind noch nicht beherrschend. Außer diesem gab es ja bei uns nicht viel anderes mehr.«²⁴

Remarques fikionalisierte, aber auf eigenen Weltkriegserfahrungen fußende Beobachtung deckt sich dabei mit der Auffassung der deutschen Generalität im

Ersten Weltkrieg. So sollten Soldaten für die neu geschaffenen elitären Sturm-
bataillone höchstens 25 Jahre alt und unverheiratet sein, während man älteren und
verheirateten Soldaten oft »schlechte Nerven« attestierte.²⁵

Es war die Begeisterungsfähigkeit der Jugend, bestehend aus einer Mischung aus
Patriotismus und Abenteuerlust, die dazu führte, dass viele von ihnen sich freiwillig
meldeten. Der Schriftsteller Carl Zuckmayer beschrieb in seiner 1966 erschienen
Autobiographie rückblickend das Phänomen einer seltsamen inneren Überzeugung,
einer Art Zugzwang ohne äußeren Druck, der viele junge Deutsche 1914 dazu trieb,
sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, nachdem die Mobilmachung ausgerufen
worden war:

»Da und dort traf ich Schulkameraden oder Freunde aus der Nachbarschaft,
und auch das gehörte zu dem Unfaßlichen: wir sprachen kaum miteinander,
wir berieten uns nicht, wir schauten uns nur an, nickten uns zu, lächelten: es
war gar nichts zu besprechen. Es war selbstverständlich, es gab keine Frage,
keinen Zweifel mehr: wir würden mitgehen, alle. Und es war – das kann ich
bezeugen – keine innere Nötigung dabei, es war nicht so, daß man sich etwa vor
den anderen geniert hätte, zurückzubleiben. Man kann vielleicht sagen, daß es
eine Art von Hypnose war, eine Massenentscheidung, aber es gab keinen Druck
dabei, keinen Gewissenszwang. Auch in mir, der ich am vorletzten Abend noch
zu einer Holländerin gesagt hatte: »Nie werde ich in den Krieg gehen«, war nicht
mehr der leiseste Rest einer solchen Empfindung.«²⁶

Diese kritiklose Akzeptanz einer gesellschaftlichen Verpflichtung war vor allem
unter der bürgerlichen Elite des Kaiserreichs verbreitet, doch die gleiche Denkwei-
se ließ sich vermutlich auch in tribalen Gesellschaften antreffen, in denen fast jeder
junge Mann im Bedarfsfall automatisch auch Krieger war.

In vielen vormodernen Gesellschaften begann die Ausbildung zum Krieger in
jugendlichem Alter. So heißt es in einer zeitgenössischen Quelle über König Arda-
schir I. (reg. 224–239/240), den Begründer des Sassanidenreichs:

»Als er eine Vergrößerung seiner Armee nahe der Hauptstadt anstrebte, schick-
te er Beamte in alle Regionen und forderte, dass jene Eltern, die Söhne hatten,
diese nicht zu Männern aufwachsen lassen sollten, ohne sie ordentlich auszu-
bilden. Alle sollten den Umgang mit Pferden und die Kriegsführung mit Axt,
Bogen und scharfer Lanze erlernen.«²⁷

In westlichen Gesellschaften fand im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert eine
vormilitärische Jugenderziehung statt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstand
in Großbritannien die Boy-Scout-Bewegung, die bald auch auf die USA übergriff
und durchaus Einfluss auf die Konzeption der nationalsozialistischen Hitlerjugend

hatte. Gegründet wurde sie von dem erfahrenen Offizier Robert Baden-Powell, der 1908 das Buch *Scouting for Boys* publizierte, in dem er Regeln für das Überleben in freier Natur vermittelte. Im deutschen Kaiserreich entstanden Jugendwehrvereine, die 1911 im Jungdeutschlandbund zusammengefasst wurden, der am Vorabend des Ersten Weltkriegs 750 000 Mitglieder umfasste.²⁸

Die Hitlerjugend, aber auch die Freie Deutsche Jugend in der DDR waren bereits uniformierte und hierarchisch geordnete Organisationen. Im Sportunterricht der DDR firmierte Schlagballweitwurf bezeichnenderweise lange Zeit als Handgranatenweitwurf. Wie sehr der Jugendalltag in der NS-Zeit durch vormilitärische Institutionen geprägt waren, daran erinnerte sich der 1926 in Dresden geborene Günter Jäckel:

»Die Dresdner Garnison lernten wir als Hitlerjungen am ›Tag der Wehrmacht‹ kennen. Die Älteren durften mit dem Karabiner und dem MG Platzpatronen verschießen. Die Unteroffiziere gaben sich freundlich. Der ›Dienst‹ im Jungvolk, später der Hitlerjugend gehörte mittwochs und samstags zum staatlichen Bildungsprogramm. Sonntags sah man oft (...) patriotische Filme mit Otto Gebühr als Friedrich dem Großen oder Paul Jannings als Burenpräsidenten ›Ohm Krüger‹. Auf den Wiesen an Bismarcksäule und Moreaudenkmal wurde marschiert und gesungen. ›In den Ostwind hebt die Fahnen, denn im Osten stehn sie gut‹ oder ›Hundertzehn Patronen umgeschnallt, scharf geladen das Gewehr, und dann die Handgranate in der Hand, Bolschewiki komm mal her‹. Das waren unsere Lieder. Klangen sie schlecht in den Ohren des Fähnleinführers, hieß es ›Lied aus! Im Laufschrift!‹ Es gab Sonnwendfeiern mit ›Fahnentempeln‹ und ›Feuersprüchen‹ (›Vater und Mutter, ihr sollt es wissen: Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen!‹).«²⁹

In nicht-westlichen Gesellschaften stellten Teenager ebenfalls begehrte Rekruten dar – auch hier eher wegen ihrer leichten Beeinflussbarkeit und nicht aufgrund der körperlichen Leistungsfähigkeit, die bei Unter-Zwanzigjährigen meist noch nicht voll ausgeprägt ist. Die bereits erwähnte osmanische »Knabenlese« für das Janitscharenkorps ist ein treffendes Beispiel. Auch die weit verbreitete Praxis der Rekrutierung von Kindersoldaten im modernen Afrika lässt sich sicherlich nicht ausschließlich demografisch erklären.

Soziale Not als treibende Kraft

Die Steuerbarkeit von Jugendlichen wurde immer wieder auch von einer anderen Gewaltgemeinschaft ausgenutzt: der Organisierten Kriminalität. 1908 schrieb ein New Yorker Reporter: »Es gibt tausende New Yorker Jungs, die an organisierten Schulen für Kriminalität teilnehmen. Ihre Operationen während des Tages, während der Schulstunden durchgeführt, bereitet den Köpfen dieser Schulen für Taschendie-

be, Diebe und Spieler ein mehr als komfortables Einkommen.«³⁰ Wie so oft waren auch für diese »New Yorker Jungs« Armut und Perspektivlosigkeit die Antriebsfeder für ihr Handeln, das von erfahrenen Mafiosi schließlich in kriminelle Bahnen gelenkt wurde. Vielfach handelte es sich um Kinder irischer, sizilianischer oder osteuropäischer Immigranten – so wie im Fall der später legendären Verbrecher Salvatore Lucania (Lucky Luciano), dessen Eltern aus der Nähe von Palermo stammten, oder Maier Suchowljansky (Meyer Lansky), dessen Familie aus Grodno in Polen kam.

In der neapolitanischen Camorra scheint sich dieser Effekt in jüngster Zeit noch verstärkt zu haben. Der italienische Schriftsteller Roberto Saviano, der 2006 mit seinem Buch *Gomorra – Reise ins Reich der Camorra* bekannt wurde, konstatierte zehn Jahre später:

»Heute besteht große Ähnlichkeit zwischen einem jungen Mexikaner, Neapolitaner oder Südafrikaner und einem Nordafrikaner, der sich dem ›IS‹ anschließt. Sie haben alle die gleiche Gewissheit: Nur derjenige, der bereit ist zu sterben, um zu Geld zu kommen und ein Zeichen zu hinterlassen, kann sich von den anderen abheben. Heute ragst du nach ihrer Lesart nicht heraus, wenn du anders lebst, sondern wenn du anders stirbst. Zum Beispiel die jungen Männer, die ich in den vergangenen Jahren in meinem Land beobachtet habe: Sie schreiben auf Facebook, dass sie niemals 25 Jahre alt werden, noch nicht mal 20. Ein 30-Jähriger wird schon als Trottel angesehen, als jemand, der es nicht hinkriegt.«³¹

Der Wunsch nach sozialer Absicherung war oft ein wichtiger Grund dafür, dass sich Menschen einer Gewaltgemeinschaft anschlossen, obwohl sie kein wirkliches Interesse daran hatten, tatsächlich in den Kampf zu ziehen. Soziale Not als Rekrutierungsmotiv lässt sich in der Geschichte immer wieder antreffen. Im Jahr 1530 ließen sich beispielsweise in Augsburg Gesellen der krisengeschüttelten Tuch- und Leinenweberzunft bevorzugt als Söldner anwerben.³² Auch kriminelle Organisationen – von Räuberbanden über Piraten bis hin zur Mafia – organisierten und organisieren sich vornehmlich aus den sozial Abgehängten, die aus verschiedenen Gründen nicht in den Arbeitsmarkt integrierbar waren und für die die Mitgliedschaft in solchen Gemeinschaften nicht nur finanzielle Absicherung, sondern auch sozialen Anschluss, Aufstiegsmöglichkeiten und die Chance auf Prestige mit sich brachte.

Der britische Schriftsteller George Orwell beobachtete im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939), an dem er sich auf Seiten der marxistischen Milizen in Katalonien beteiligte, dass nicht Idealismus, sondern soziale Not ein wichtiges Motiv für »freiwillige« Meldungen bildete und dass viele Rekruten außerordentlich jung waren:

»Fünfzehnjährige Jungen wurden von ihren Eltern ganz offen nur deshalb zum Eintritt in die Armee gebracht, um die zehn Peseten täglich zu verdienen, die



Militärdienst als Abenteuer: Die Werbung vieler Armeen richtete sich gezielt an junge Männer. Plakat der US Army, 1919.

ein Milizsoldat als Lohn erhielt; gleichzeitig aber auch wegen des Brotes, das die Milizangehörigen so reichlich bekamen und das sie nach Hause zu ihren Eltern schmuggeln konnten.«³³

Da Kampf zwar den zentralen Daseinsgrund regulärer Streitkräfte darstellt, in der Praxis aber meist einen verschwindend geringen Teil des soldatischen Alltags ausmacht, dürfte die Flucht vor sozialer Not auch ein Motiv für den Eintritt in reguläre Armeen gewesen sein. Selbst als die Bezahlung europäischer Soldaten sich im 17. und 18. Jahrhundert auf einem vergleichsweise niedrigen Niveau befand – im deutschsprachigen Raum im Schnitt zwei bis drei Taler im Vergleich zu vier bis sechs im 16. Jahrhundert –, war der Militärdienst für Un- oder Unterbeschäftigte attraktiv. Zusätzlich zum niedrigen Sold war die Grundversorgung – Bekleidung, Verpflegung, Unterkunft – sichergestellt, während es in Friedenszeiten die Möglichkeit gab, durch Nebentätigkeiten das eigene Einkommen aufzubessern. Dass diese Form des Soldatseins tatsächlich ein attraktives Lebensmodell darstellen konnte, zeigt sich an den Desertionsraten innerhalb der kursächsischen Armee in den 1680er Jahren. Diese waren beim Ausmarsch der Regimenter am höchsten. Im Gegensatz dazu wurden später während der Feldzüge kaum noch Abgänge durch Fahnenflucht verzeichnet.³⁴

Diese Beobachtung lässt sich auch im 21. Jahrhundert machen. So registrierte die deutsche Bundeswehr allein im Jahr 2012 429 Anträge auf Kriegsdienstverweigerung von Zeitsoldaten, von denen viele kurz vor einem Auslandseinsatz standen, darunter vor allem Offiziere, die ihre Ausbildung wohl vornehmlich als Chance auf ein bezahltes Studium betrachtet hatten.³⁵ Auch die US-amerikanischen Streit-

kräfte sahen sich vor dem Zweiten Golfkrieg (1990/91) mit einer steigenden Zahl an Einsatzverweigerungen konfrontiert. Nach dem Vietnamkrieg hatte das Militär versucht, einen Imagewechsel zu vollziehen und wurde in der Folge von vielen Soldaten vor allem als Sprungbrett für zivile Karrierewege angesehen.

Die Hemmschwelle zur Gewalt

Nur wenige Menschen sind mental auf einen Kampf auf Leben und Tod vorbereitet. Psychologen schätzen, dass zwei Prozent der Menschheit die nötige Gewaltbereitschaft mitbringen.³⁶ Diese kann, aber muss sich nicht zwangsläufig auch im Zivilleben zeigen. In manchen Fällen führen der private Umgang mit Waffen und Erfahrungen in der Jagd dazu, dass Rekruten sich schon vor dem Militärdienst mit der Idee auseinandergesetzt haben, Menschen zu töten. Der US-amerikanische Soldat Chris Kyle, Mitglied einer Spezialeinheit der Navy-SEALs, schildert seine Jugend:

»Meine Geschichte beginnt im nördlichzentralen Texas. Ich wuchs in Kleinstädten auf, in denen ich lernte, wie wichtig traditionelle Werte wie Patriotismus, Eigenständigkeit und die Verbundenheit mit Familie und Nachbarn sind (...). Ich hatte seit jeher eine Vorliebe für Schusswaffen und die Jagd – man könnte gewissermaßen sagen, dass ich schon immer ein Cowboy war (...). Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich zum ersten Mal auf die Jagd ging, aber ich muss wohl ziemlich jung gewesen sein.«³⁷

Kyle, der 2013 im Alter von 39 Jahren starb, gilt mit etwa 160 bestätigten Treffern als erfolgreichster Scharfschütze in der amerikanischen Militärgeschichte. Auch der eingangs zitierte Audie Murphy, Amerikas höchstdekoriertester Soldat im Zweiten Weltkrieg, verbrachte seine Jugend im ländlichen Raum und berichtet in seiner Autobiografie, dass er viel gejagt habe. Als er seinen ersten Gegner im Kampf tötete, fühlte er kein Bedauern, selbst als sein Offizier ihn dafür kritisierte:

»Das ist unser Job, oder nicht? Sie hätten uns getötet, wenn sie die Gelegenheit dazu gehabt hätten. Das ist ihr Job. Oder bin ich falsch informiert?« (...) Ich stellte später fest, dass eine derartige mentale Konfusion bei neuen Männern üblich ist. Auf dem Trainingsgelände liefen wir tough, dachten tough und schließlich glaubten wir, wir seien wirklich tough. Aber es ist nicht leicht, sich von dem Gedanken zu lösen, dass das menschliche Leben heilig ist. Der Leutnant hatte den Umstand noch nicht akzeptiert, dass wir ins Feld gestellt wurden, um den Tod zu bringen. Ich hatte.«³⁸

Kyle und Murphy zählen vermutlich beide zu der kleinen Gruppe von ein bis zwei Prozent »geborener Soldaten«, bei denen die Hemmschwelle zu töten gering oder

gar nicht ausgeprägt ist. Das wird in Kyles Memoiren besonders offenkundig. Im Gegensatz zu Murphy, der seine Kampfeinsätze nüchtern und pragmatisch schildert, spricht Kyle wiederholt davon, er habe »Spaß an meiner Arbeit«.³⁹ Einmal traf er mit Kameraden zusammen, die statt im Irak auf den Philippinen stationiert waren und eifersüchtig gewesen seien, »während ich den ganzen Spaß hatte«.⁴⁰ Dabei offenbart sich auch, dass der verheiratete Familienvater nur schwer wieder in das normale Leben im Frieden integrierbar war. »Ganz abgesehen davon vermisste ich den Krieg«, schrieb Kyle über die Zeit zwischen zwei Einsätzen. »Ich vermisste die Anspannung und Aufregung. Ich liebte es, Schurken zu töten.«⁴¹

Die Macht der Autorität

Doch was treibt jene Menschen, die keine »Natural Born Killers« sind, dazu an, im Kampf zu töten? 1961 begann der amerikanische Psychologe Stanley Milgram mit einem – inzwischen äußerst umstrittenen – Experiment, das zeigen sollte, inwiefern Menschen bereit waren, auf Anweisung einer Autorität anderen Schmerzen zuzufügen. Den Probanden wurde vorgegaukelt, es handle sich um ein Projekt zur Erforschung der Steigerung von Gedächtnisleistungen mittels Strafe. Durch Los wurde entschieden, welcher Proband »Lehrer« und welcher »Schüler« sein sollte. Der Schüler sollte anschließend Wortpaare auswendig lernen und auf Forderung des Lehrers wiedergeben. Bei jedem Fehler erhielt er zur Strafe einen Elektroschock, bei dem die Voltzahl immer weiter gesteigert wurde. Was der »Lehrer« nicht wusste, war, dass er der einzige Proband, der »Schüler« dagegen ein Schauspieler und die Stromschläge nur vorgetäuscht waren. Tatsächlich zielte das Experiment darauf ab, zu erforschen, wie weit ein Mensch bereit war, die Schmerzen eines anderen zu steigern, weil ihm die »Autorität« in Form des Versuchsleiters die Rechtmäßigkeit dieser Handlung suggerierte. Milgram wollte beweisen, dass unschuldige Menschen aufgrund von »Autoritätshörigkeit« bereit waren, das Wohl anderer bewusst zu verletzen und dass eine durch ein ganzes Volk getragene Gewalt- und Vernichtungskultur – wie in NS-Deutschland – auf grundlegende menschliche Verhaltensweisen zurückzuführen und daher immer wieder möglich sei.

Das Milgram-Experiment wurde später als unethisch und wegen Mängeln im Versuchsaufbau kritisiert, dennoch ist es bis heute die überzeugendste Studie zu Gewaltphänomenen, wie sie auch in Kriegssituationen zum Tragen kommen. Die Ergebnisse können darüber hinaus als Beleg dafür herangezogen werden, dass Krieg ein strukturell bedingtes, kollektives Phänomen ist, bei dem das genetische oder neurologische Gewaltpotenzial des Einzelnen zunächst keine entscheidende Rolle spielt.

Milgram stellte den Bezug seines Experiments zu militärischer Autorität selbst immer wieder her:

»Die Kraft, die vom Moralgefühl des Individuums ausgeht, ist weit weniger wirksam, als gesellschaftliche Mythen uns glauben lassen möchten. Obgleich